



Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Kriegsfolgen

*„Aber man kann nur eine lebendige
Gesellschaft verteidigen, und die
Auflösung dieser Gesellschaft war
schon zu weit fortgeschritten. Niemand
glaubte mehr an irgend etwas, weil in
Wahrheit nichts mehr möglich war ...“*

(Victor Serge)

Das, was mich bei der Lektüre von Victor Serges Buch *Beruf: Revolutionär* am meisten mitnimmt, ist, dass er seitenlang Menschen porträtiert, denen er während seines Aufenthaltes in der Sowjetunion begegnet ist, und jeweils am Schluss des Portraits steht: wurde 1936 oder 1937 erschossen. Und jeder dieser Erschossenen war ein Mensch. Serge schildert sie, weil er dankbar dafür war, dass sie gelebt haben und er sie kennenlernen durfte. „Der Mensch, wer auch immer er sei, und wäre er der letzte der Menschen, 'Klassenfeind', Sohn oder Enkel von Bürgern, darauf pfeife ich; man darf nie vergessen, dass ein Mensch ein Mensch ist. Hier unter meinen Augen, überall, wird das jeden Tag vergessen, das ist das Empörendste, das Antisozialistischste, das es gibt.“

Je älter ich werde, desto öfter stelle ich fest, wie sehr ich meinem Vater ähnele und dass ich Angewohnheiten und Verhaltensweisen meines Elternhauses übernommen habe. Die Art, wie ich einen Apfel aufschneide oder meinen Quark anmache, in vielen alltäglichen Verrichtungen finde ich Spuren.

Mit Menschen wie meinem Vater wäre der Konsumismus nicht möglich gewesen. Er entstammte dem durch den Roman Ernst Glaesers berühmt gewordenen „Jahrgang 1902“. Er wuchs in einem protestantischen Pfarrhaus im wilhelminischen Deutschland auf. Sein Vater repräsentierte als Pastor diese Gesellschaft und den Kaiser. Die Arbeiter hingen, um ihn zu provozieren, am 1. Mai eine rote Fahne in die Linde vor dem Pfarrhaus, die er durch den Küster entfernen ließ. Da ein Mensch seine Prägung in Kindheit und Jugend erfährt und sich in seinen Erziehungspraktiken in der Regel von den damals verinnerlichteten Prinzipien leiten lässt, fiel der lange Schatten des Wilhelminismus auch noch auf meine und meiner Geschwister Kindheit. Was bedeutet das?

Es wurde gespart, nicht aus ökonomischer Not, sondern aus Prinzip. Wehe es brannte ein überflüssiges Licht! Der Teller wird abgegessen, unter allen Umständen. Einer meiner Brüder saß oft stundenlang vor seinem Teller, auf dem spelzige Bohnen und ein Salzhering lagen, die er partout nicht herunterbrachte. Nichts wurde weggeworfen, nichts kam um. Sogar das Badewasser, in das nacheinander die ganze Familie stieg, wurde am Schluss zum Gießen in den Garten getragen. Essensreste wurden gesammelt und irgendwann zu einem Auflauf oder einem Eintopf verwendet. So etwas wie Verfallsdaten waren unbekannt, Ekel-schranken wurden nicht akzeptiert: „Die Suppe hat einen kleinen Stich“, hieß es und sei durchaus noch genießbar. Keine Zwetschge, kein Apfel, keine Sauerkirsche blieben am Baum hängen. Das Fall-obst wurde aufgesammelt und zu Kompott und Marmelade verarbeitet oder eingeweckt. Im Keller stand ein Steingut-Topf mit selbst gehobeltem und eingelegtem Sauerkraut. In einem Kellerraum mit Lehm-boden wurden Rettiche, Mohrrüben, Meerrettich und Schwarzwurzeln in einer Sandmiete eingelagert. Die Schuhe waren von einem der Kinder jeden Abend zu säubern und einzucremen. Sie wurden gelegentlich zum Schuster gebracht, der sie mit neuen Absätzen und Sohlen versah. In der Schusterei roch es nach Leim und getragenen Schuhen. Nägel wurden aus dem Holz gezogen und gerade geklopft. Was irgend noch repariert werden konnte, wurde repariert. Fast alle Geräte waren so gebaut, dass man sie auch reparieren konnte. Strümpfe wurden endlos gestopft, Hosen und Hemden geflickt. Selbstverständlich trugen die jüngeren Geschwister die Kleidungsstücke der älteren



Bild von [Manfred Richter](#) auf [Pixabay](#)

auf, wenn diese aus ihnen herausgewachsen waren. Über das äußerst spärlich bemessene Taschengeld musste penibel Buch geführt werden. Es durfte nicht für „nutzlose Dinge“ ausgegeben werden. Einmal im Monat bekam man vom Vorstadtfriseur ein „Kochpottschnitt“ verpasst. An Weihnachten wurde das Geschenkpapier glatt gestrichen, die Paketschnüre aufgerollt und fürs nächste Jahr aufbewahrt. Auf der Toilette hing in Stücke gerissenes und auf eine Schnur gefädelt Altpapier. Nur wenn Besuch erwartet wurde, gab es richtiges Toilettenpapier. Butter gab es nur zum Honigbrot, ein Ei nur am Sonntag. Zu ganz besonderen Anlässen stieg mein Vater in den Keller und holte eine Flasche Spätlese von der Mosel herauf. Das galt als kleine Ausschweifung.

Lassen wir es dabei bewenden. Die Liste der Praktiken und Rituale der Sparsamkeit wäre endlos verlängerbar. Würden sich Massen von Menschen heute noch an diesen Maximen orientieren, der konsumistisch verfasste und auf den Massenabsatz von Waren angewiesene Kapitalismus würde spätestens nach sechs Wochen zusammenbrechen. Wäre diese Lebens- und Existenzform nicht so extrem lustfeindlich, man könnte sie als antikapitalistische und umweltfreundliche Strategie propagieren. Vielleicht zwingen uns die auf uns zukommenden Krisen noch früh genug zu einer partiellen Rückkehr zu den alten Tugenden des sorgsamem Umgangs mit den Dingen.

Als 1996 mein Vater, 94jährig, starb, habe ich zur Erinnerung an ihn einen Text geschrieben. Darin ist viel die Rede von jener eigenartigen, Zeitverschiebung, die in unsere Familie dadurch gekommen ist, dass wir Söhne viel zu spät geboren wurden. Mein Vater ist, wie gesagt, Jahrgang 1902, und die landesübliche Generationenabfolge vorausgesetzt, hätten wir Söhne Ende der 20er/Anfang der 30er Jahre geboren sein müssen. Wir sind aber 1951ff zur Welt gekommen. Unser Vater entstammte einem wilhelminischen, protestantischen Pfarrhaus und hat die ihm dort zuteil gewordene Prägung auf uns zu übertragen versucht. Mitten in eine Welt, die mehr und mehr in den Bann des Konsumismus geriet, von Coca-Cola und den Beatles bestimmt wurde, ragte durch den Vater der Schatten des Wilhelminismus hinein und hat so auch uns noch, wenn auch durch die Zeitläufte etwas gebrochen und

Wäre diese Lebens- und Existenzform nicht so extrem lustfeindlich, man könnte sie als antikapitalistische und umweltfreundliche Strategie propagieren



Wilhelm II.
Bild von [Portraitor](#) auf [Pixabay](#)

abgeschliffen, geprägt. So sind wir sozusagen in der Wolle falsch eingefärbt, haben ein unpassendes Sozialisationsfundament für das Leben in der Gegenwart, die ganz anderen Imperativen folgt. Diese eigenartige Ungleichzeitigkeit ist sicher eine Quelle meines Widerspruchsgeistes. Die Bereitschaft zur Schonung, Hege und Pflege des Erworbenen werden seltener, was man als eine Art innerer Selbstzerstörung historisch entstandener Formen bürgerlichen Verkehrs interpretieren kann. Der eigentliche Feind der Industrie ist im Zeitalter der Massenproduktion der Bestand an kleinen Gütern, den die Leute schon haben und den sie hegen und pflegen. Nun kann man den Leuten den Verschleiß und das Wegwerfen von Sachen nicht beibringen, ohne nicht zugleich ganz generell auch ungünstigere Bedingungen für Pflege und die Fähigkeit zur Besorgnis zu schaffen. So verstehe ich Adornos Hinweis, dass „ohne Fixierung der Libido an Dinge Tradition, ja Humanität selber kaum möglich“ wäre. Eine Gesellschaft, die sich des sogenannten analen Syndroms entledigt, um alle Dinge wie Konservbüchsen wegzuworfen, wird kaum anders mit Menschen umspringen. So ist es ja auch gekommen. Bis in die intimen Binnenwelten herrscht eine Wegwerfmentalität. Wenn das in den Partner investierte Gefühlskapital keine hinreichende Rendite mehr abwirft, wird er aussortiert wie eine Jeans aus der Vorsaison.

Bis in die intimen Binnenwelten herrscht eine Wegwerfmentalität



Bild von [Orazio Privitera](#) auf [Pixabay](#)

Meine Menschenscheu nimmt langsam besorgniserregende Ausmaße an. Sie war natürlich auch vor Corona schon da, hat sich aber durch die Pandemie hindurch verstärkt. Die Pandemie und die mit ihr verbundene Ansteckungsgefahr hat mir eine willkommene Rechtfertigung meines Rückzugsverhaltens geliefert. Ich bin den Ursachen oft nachgegangen – auch und gerade in der Durchhalteprosa der letzten Monate - und kann sie auch leidlich genau benennen. Geändert hat die Ursachenforschung und Benennung nichts. Ich habe Angst vor der Welt und den Menschen. Nur wenige Exemplare dieser Gattung sind davon ausgenommen, und selbst vor denen habe ich manchmal Angst. Meine „Urangst“ habe ich das im Anschluss an Arthur Koestler mal genannt. Für ihn wurde „der Baron im Sumpf, abgekürzt ‚Basu‘ zum Besie-

ger von ‚Ura‘, seinem Kürzel für die Urangst. Koestler hatte die Erfahrung gemacht, dass man sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen kann. Ich habe das leider nicht geschafft und habe mit Ura leben müssen, wenn man ein Leben im Bann der Angst denn Leben nennen kann. Man ist nie wirklich frei und die Möglichkeiten der Überschreitung im Sinne Sartres sind stark eingeschränkt. Es ist ein ein Leben auf einem Bierdeckel gewissermaßen, auf einem engen, begrenzten und überschaubaren Areal. Jenseits davon lauern Gefahren. Ich habe mich in Termini von Jean-Paul Sartre als einen Zugreisenden ohne Billett beschrieben, als jemandem, den man in die Welt gestoßen hat und dann vergessen hat, ihm ein Visum fürs Leben auszustellen. „Ein Kind muss ein *Mandat zu leben* haben: die Eltern sind die Mandatanten“, heißt es in Sartres Flaubert-Biographie. Die elterliche Liebe garantiert den Erfolg der Mission des Kindes. Fehlt diese, irrt es, an sich und allem zweifelnd, umher. Sein, also mein, Selbst- und Weltverhältnis ist äußerst störanfällig und verletzlich. Erst als Schreibender habe ich mir eine leidlich stabile Ausgangsbasis geschaffen. Das Schreiben wächst sich aus zu einer Art Schwimmbewegung, die mein Versinken im trägen Fluss der Zeit verhindert. Nicht auszudenken, was geschähe, würde diese Quelle meines Selbstgefühls und meiner Sicherheit eines Tages versiegen. Einstweilen verschafft mir das Schreiben die Illusion von Substanz und Bestimmung. Wobei ich ja nicht einmal von mir sage kann: Ich bin ein Schriftsteller! Denn dazu bedarf es der Anerkennung von außen, durch ein lesendes Publikum. Ich bin lediglich einer, der schreibt. Beim Schreiben fällt mein Blick durchs Fenster auf die Welt, die aber draußen bleibt und einen Rahmen hat.

Die elterliche Liebe garantiert den Erfolg der Mission des Kindes. Fehlt diese, irrt es, an sich und allem zweifelnd, umher.

Putin droht mit Waffen, der Westen mit wirtschaftlichen Sanktionen, also mit dem Entzug von Geld. Einer, der sich gedemütigt und beleidigt fühlt, besteht auf einem Duell, der Geforderte schickt ihm einen Scheck. Das ist auch eine Facette des Taub-Stummen-Dialogs zwischen Russland und der Nato, von dem dieser Tage so oft die Rede war. Das Geld hat die Menschen im Westen zu Wesen ohne Stolz werden lassen, die nur noch eine Währung kennen: die der gefühllosen baren Zahlung. Wenn einer mit dem Knüppel droht, bieten sie ihm Geld an. So ungefähr, stelle ich mir vor, hätte Ernst Jünger die gegenwärtige Lage wahrgenommen. Damit wir uns nicht falsch verstehen: Wir müssen und sollen uns nicht schlagen, aber wir sollten wenigstens versuchen zu verstehen, warum der Stolz des anderen verletzt ist. Ein Versprechen Putins lautet: Russland

Das Geld hat die Menschen im Westen zu Wesen ohne Stolz werden lassen, die nur noch eine Währung kennen: die der gefühllosen baren Zahlung.

wird sich unter meiner Führung von den Knien erheben. Der verletzte Stolz wird zu einer brisanten und hochgefährlichen Macht, wenn wir ihn ignorieren. Aber im Westen gibt es inzwischen jede Menge Leute, die die Worte Stolz und Ehre gar nicht mehr kennen und auf ihre Verletzung mit Ausgleichszahlungen in der falschen Währung reagieren.

*



Bild von [Pretysleepy](#) auf [Pixabay](#)

Die Ereignisse überschlagen sich. Was gestern an Putins Tisch erreicht schien und Anlass zu Hoffnung gab, wird heute schon wieder umgestoßen. Alles ist unfixiert wie Quecksilber. Züge mit Panzern rollen von hier nach dort. Die Bilder lügen, sagt der Nato-Generalsekretär. Doch woran soll man sich halten? Kaum hat man das Chaos halbwegs begrifflich gebändigt und geordnet, wird die Arbeit von neuen Ereignissen und Nachrichten fortgespült. Es gelingt mir kaum, einen noch halbwegs festen Punkt zu fixieren. Das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren, auf Treibsand zu bauen. Seit Tagen jagt ein Sturm den anderen. Äußere Stürme rütteln an den Fenstern und Ziegeln und vermischen sich mit den politischen und den inneren Stürmen zu einem einzigen chaotischen Ganzen. Der Regen wird vom Sturm gegen die Fenster gepeitscht und dringt durch die Ritzen nach innen. Papier soll ihn aufsaugen. Alles ist irgendwie symbolisch in diesen Tagen.

Heute schlägt wieder einmal der Lärm über mir zusammen. Es wird gebohrt, gehämmert, geschreddert und gesägt, was das Zeug hält. Meine Ohrstöpsel können den

Lärm ein wenig dämpfen, von mir weghalten können sie ihn nicht. Ich kann in kein halbwegs ruhiges Zimmer fliehen, der Lärm dringt von allen Seiten auf mich ein. Es gibt gegen ihn keinen Schutz und kein Entkommen. Die Verursacher des Lärms tragen in der Regel Ohrenschützer, die Opfer ringsherum müssen sehen, wie sie klarkommen. Ich habe vor über Zehn Jahren einmal einen Text geschrieben, der *Vom Recht auf Stille* heißt. Ich könnte ihn im Grunde jedes Jahr neu herausbringen. Der Lärmausstoß hat sich in der letzten Dekade nicht verringert, sondern vervielfacht: im Verkehr, beim Bauen und im Privatbereich. Ohnmächtige Wut füllt mich an und erzwingt einen Daueralarm vegetativer Leistungen. Der Herzschlag beschleunigt sich und beruhigt sich auch so schnell nicht wieder. Lärm macht krank. So einfach ist das und zugleich so kompliziert.



Bild von [Bakhrom Tursunov](#) auf [Pixabay](#)

Eine Gruppe orange gekleideter Arbeiter war dabei, mittels einer Hebebühne eine alte Eiche zu zersägen und abzutragen. Dabei arbeiteten sie sich von oben nach unten vor. Die kleineren Äste wurden an Ort und Stelle geschreddert, die dickeren wurden am Boden gestapelt und würden später zu Brennholz verarbeitet werden. Als ich bei Anbruch der Dunkelheit den Tatort besichtigte, lag der dicke Stamm der Eiche wie ein gestrandeter Wal am Boden. Jahrhundertlang ist sie gewachsen, an einem Tag ist sie niedergebrochen, zersägt und geschreddert worden. Warum dieses Gemetzel? Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich wird man sich damit herausreden, der hohe Baum stelle bei den sich häufenden Stürmen eine Gefahr für die Nachbarhäuser und die Menschen dar, die unter ihm entlanggehen. Und vor allem für die auf dem Hof des benachbarten Bürogebäudes geparkten Autos. Solange man bereit ist, für solche Güter eine alte Eiche zu opfern, wird sich gar nichts ändern an unserem Verhältnis zur Natur. Warum muss, wenn es zu einer Unvereinbarkeit von Haus und Baum kommt, stets der Baum weichen? Am Rand der akademischen Philosophie wird inzwischen darüber diskutiert, ob nicht Pflanzen - wie Menschen und Tieren - Rechte zustehen, die ihnen das Gesetz garantieren soll-

te und müsste. Die Infragestellung der anthropozentrischen Weltsicht provoziert und stößt auf Widerstand. Leute, die Bäume mit Menschen gleichstellen und ihnen Rechte einräumen, werden auch in der Linken betrachtet, als beträten sie den Diskursraum mit geöffnetem Hosensack.

Als ich heute Morgen in die Küche kam und aus dem Fenster blickte, stellte ich erschrocken fest, dass sich die Silhouette vollkommen verändert hatte. Wo jahrzehntelang die alte Eiche stand und sich in den Himmel wölbte, klaffte nun eine riesige Lücke. Das Panorama hatte sich von einem Tag auf den anderen völlig verändert. Mein veränderter Blick ist nun aber wahrlich nicht das Schlimmste. Ein weiterer Baum ist verschwunden. Was werden die Vögel denken, die gewohnt waren, sich auf seinen Ästen niederzulassen und von dort aus



Bild von [Lubos Houska](#) auf [Pixabay](#)

in die Welt zu blicken? Am nächsten Tag hörte ich die markanten Pfiffe der Kleiber. Sie kamen mir traurig vor. Sie wählen gern alte Bäume als Behausung, und wahrscheinlich hatte man sie durch das Fällen der Eiche gerade ihrer Wohnung beraubt. Hat nicht auch ein Kleiber ein Wohnrecht und einen Kündigungsschutz? Wie oft habe ich in den letzten Jahren über dieses Massaker an den Bäumen und den Vögeln geschrieben! Auf der anderen Seite meiner Wohnung war mein Blick, wenn er beim Nachdenken während des Schreibens aus dem Fenster schweifte, auf eine wunderbare, große Birke gefallen, die selbst dann schön war, wenn sie ihre Blätter abgeworfen hatte und kahl war. Dann wurde sie umgesägt und entfernt. Nachbarn hatten Klage über den Schmutz geführt, den diese Birke verursache. Es gab eine Zeit, da waren dem willkürlichen Fällen von Bäumen Grenzen gesetzt, heute kann offenbar jeder nach Belieben wüten und sägen. Wozu braucht es Bäume? Erst wenn der letzte Baum gefällt und



Bild von [Manfred Richter](#) auf [Pixabay](#)

alles zubetoniert ist, wird der Furor zur Ruhe kommen. Aber die Erde wird dann unbewohnbar sein wie der Mond. Aber auch der ist ja längst nicht mehr unbewohnbar. Es gibt ja heute Leute, die bereiten bereits ihren Umzug auf den Mond vor, wenn hienieden Leben nicht mehr möglich sein wird. Da werden die Milliardäre endlich unter sich sein.

*

Ich floh dann aus der städtischen Lärmhöhle in die Restnatur und setzte mich im Tal des mäandernden Baches auf eine meiner Lieblingsbänke. Der Himmel über mir war tiefblau. Zwei Bussarde zogen im Himmelsblau ihre Kreise. Manchmal versuche ich, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Ob es mir gelingt, weiß ich nicht. Der Wind rauschte in den Bäumen. Sonst war es still. Die Sonne stand bereits relativ hoch am Himmel und wärmte mich angenehm. Irgendwann zog eine Formation Kraniche mit schrillen Schreien über mich hinweg Richtung Norden.



©Christel Stroh 2020

Die Himmelsrichtung ließ die Hirnantilope zu Wladimir Putin springen, dessen Rede gestern Abend das große Thema in Nachrichten war. Putin gefällt sich in der Pose des alten Haudegens, der auf demokratische Mätzchen pfeift und die sogenannten liberalen Demokratien des Westens als dekadent verachtet. Siebzig Jahre Frieden und Konsumgesellschaft haben sogar die einst so kriegerischen Deutschen in Couchpotatoes, Weicheier und Pazifisten verwandelt. Sogar die allgemeine Wehrpflicht wurde abgeschafft, Gewalt als grob und unzivilisiert endgültig aus dem Körperausdruck entfernt. Früher waren es die Deutschen, die in fremde Territorien einmarschierten und den Krieg erklärten, heute zucken sie schon bei dem Wort Waffe zusammen und müssen sich wegen einer posttraumatischen Belastungsstörung in Behandlung begeben. Ich kann mir nicht helfen, aber Putin erinnert mich an junge Männer, die, auf Krawall gebürstet und nach Anerkennung dürstend, ein U-Bahnabteil betreten und sich ein Opfer suchen, an dem sie ihr Mütchen kühlen können. Irgendjemand wird auf ihre Anmache schon anspringen. Manchmal genügt ein falscher Blick und man zieht die Aggressionen auf sich. Die jungen Männer wissen genau, dass die in der U-Bahn sitzenden Bürger dem Opfer nicht beispringen werden. Gewalt und der Umgang mit ihr sind aus ihrem Verhaltensrepertoire getilgt. Sie haben das Aggressionstabu komplett verinnerlicht und können auf den Einbruch der Gewalt in ihren befriedeten Alltag nicht angemessen reagieren. Sie wissen gar nicht mehr, wie das geht. Sie wählen bestenfalls die Notrufnummer und warten auf die Ankunft derer, die für uns die Drecksarbeit erledigen. Bis das staatliche Gewaltmonopol in Gestalt der Polizei eintrifft, wird das Opfer mit Schlägen und Tritten malträtiert und ausgeraubt. In etwa so reagiert der Westen auf die Bedrohung der Ukraine. Putin weiß das und verachtet uns dafür. Außer Wirtschaftssanktionen und dem Ruf nach dem UN-Sicherheitsrat fällt uns nichts ein. Ernst Jünger hätte seine helle Freude an meiner Argumentation, dachte ich plötzlich. Ich bewege mich argumentativ auf gefährlichem Terrain. Schnell gerät man ins Gravitationsfeld faschistoider Gedanken, mit denen ich ja groß geworden bin. Meine Rechtfertigung: Wenn wir versuchen herauszufinden, wie Putin tickt, müssen wir solche Gedanken zulassen und die Ernst-Jünger-Galaxie betreten. Ich bin in ihr und ihrer Atmosphäre aufgewachsen. Ernst Jünger war der Lebenschrift-

Früher waren es die Deutschen, die in fremde Territorien einmarschierten und den Krieg erklärten

steller meines Vaters. Einen Aufsatz von mir, in dem ich mich kritisch mit Jünger auseinandergesetzt habe, hat mein Vater mit Randbemerkungen versehen wie: „Töricht! - Dummes Zeug! - Was wisst ihr schon?“

Ich ging dann das Tal hinauf, immer am Waldrand entlang, vorbei an dem alten preußischen Grenzstein, von dem schon einige Male die Rede war. In den vier Stunden, die ich unterwegs war, sah ich vier Menschen. Zwei ältere Ehepaare saßen auf Bänken und genossen die Sonne. Wir grüßten uns freundlich und wechselten ein paar belanglose Worte. Dann ging ich weiter. Die Ruhe, die ich draußen vorfand, ließ mich selbst zur Ruhe kommen. Was ich in solchen Augenblicken spüre, ist so etwas wie Glück. Doch es ist brüchig und nicht von Dauer. Zu Hause angekommen, jaulten noch immer die Motorsägen und aus dem Radio drangen schlechte Nachrichten aus der Ukraine. Krieg liegt in der Luft.

*„Die Gefahr bei der Suche nach der Wahrheit
ist, dass man sie manchmal findet.“*

(William Faulkner)

Seit gestern ist Krieg in Europa. Die schlimmsten Befürchtungen und Vorhersagen des US-Geheimdienstes sind wahr geworden: Russland dringt von mehreren Seiten aus in die Ukraine vor. Der russischen Übermacht haben die Ukrainer kaum etwas entgegenzusetzen. Sie kämpfen mit Molotowcocktails gegen eine hochgerüstete Armee. Sie haben eigentlich nur ihren Enthusiasmus in die Waagschale zu werfen. Putin rechtfertigt seinen Überfall mit einem angeblich von der Ukraine begangenen Genozid am russischen Teil der ukrainischen Bevölkerung und der Notwendigkeit einer „Entnazifizierung“. Nach dem Sturz seines Vasallen Janukowytsch sei die Ukraine in die Hände einer Bande von Faschisten gefallen. Damit versucht er, den Überfall auf die Ukraine in die Tradition des Großen Vaterländischen Krieges gegen Hitler zu stellen. Für den Fall, dass sich ihm jemand in den Weg stellt, droht er mit einer nie dagewesenen Eskalation, das heißt dem Einsatz von Atomwaffen. Ich schaute bis in die Nacht Nachrichtensendungen und Debatten. Panik flackerte auf und ich hatte Mühe, in den Schlaf zu finden. Bin früh mit Herzklopfen aufgewacht. Erste russische Verbände sind in Kiew gesichtet worden. Das Kriegsrecht ist ausgerufen worden. Schüsse fallen, Brände, fliehende Menschen, Tränen und ohnmächtige Wut. Nato und EU reagieren mit zaghaften wirtschaftlichen Sanktionen, die die russischen Truppen nicht stoppen werden. Der Westen schaut zu. Niemand möchte in einen Weltkrieg hineinschliddern. Erinnerungen an die Appeasement-Politik gegenüber der Annexionspolitik Adolf Hitlers steigen auf. Was ist das Richtige angesichts der vielen Möglichkeiten, Fehler zu machen? Das Gefühl, in einer stürzenden Welt zu leben. Nirgends

Haltegriffe. Das Gefühl, dass wir uns auf dem abschüssigen Weg in eine Katastrophe befinden.



Bild von [urikyo33](#) auf [Pixabay](#)

Habe gestern Abend auf Phoenix einen dreiteiligen Dokumentarfilm über die Entwicklung Wladimir Putins vom KGB-Offizier in Dresden zum obersten Oligarchen Russlands und Autokraten gesehen. Und auch die Blutsur, die seine Herrschaft schon vor dem Überfall auf die Ukraine hinterlassen hat. Zu erinnern wäre zum Beispiel an die kluge Anna Politkowskaja, die im Jahr 2006 im Treppenhaus ihres Wohnhauses ermordet wurde. Auch wenn Putin selbst nicht den Finger am Abzug hatte, kann man davon ausgehen, dass er im Hintergrund die Fäden gesponnen hat. Ich kenne Leute, die sich zur Linken rechnen und bei denen Putin noch immer hoch im Kurs steht. Wie kann man sich das erklären? Weil er zu den Reichsverwesern der glorreichen Sowjetunion gehört? Mir hat noch nie eingeleuchtet, was an der Sowjetunion glorreich oder auch nur sozialistisch gewesen sein soll. Der Leninismus kam im Stalinismus zu sich selbst, und auch Trotzki war, wie der Rätekommunist Willy Huhn bemerkt hat, nur ein „gescheiterter Stalin“. Leichen pflastern ihre Wege. Die Sowjetunion war letztlich eine Modernisierungsdiktatur, die unter der betrügerisch gehissten Fahne des Sozialismus/Kommunismus segelnd mehr oder weniger terroristisch die Industrialisierung eines Schwellenlandes durchge-

Mir hat noch nie eingeleuchtet, was an der Sowjetunion glorreich oder auch nur sozialistisch gewesen sein soll

setzt hat. Sie frönte einem „Fetischismus der Produktion“ (Jean-Paul Sartre), dem alles geopfert wurde, was ihm im Weg stand. Wir sind auf diesen Etikettenschwindel hereingefallen und haben die Sowjetunion – oft wider besseres Wissen – allzu lang gegen Kritik in Schutz genommen. Vor fünf Jahren habe ich mich anlässlich des 100. Jahrestages der Oktoberrevolution zu diesem Thema geäußert. Der Kommunismus, der aus der Kälte kam heißt der Text, der in



Stalin - Moskau – Roter Platz
Bild von [Peggy und Marco Lachmann-Anke auf Pixabay](#)

den dritten Band meiner Sozialpsychologie Eingang gefunden hat. Die Bolschewiki hatten in den Wirren des Ersten Weltkrieges die Macht erobert und sie dann unter großen Schwierigkeiten drei Jahre lang gegen mächtige Widerstände und viele Feinde verteidigt. Aber sie hatten dabei innerhalb von drei Jahren auch die Revolution erdrosselt. Über das, was davon noch übrig war, rollte die Walze des Stalinismus hinweg. Erinnerung sei gerade in

diesen Tagen an die Bewegung des ukrainischen Anarchisten Nestor Machno, die zu ihrer Blütezeit rund 50.000 Kämpfer umfasste, denen es gelang, die Weiße Armee des Generals Denikin zu besiegen. Nachdem die Machnowschtschina die revolutionären Kastanien aus dem Feuer geholt hatte, begannen Lenin und Trotzki umgehend mit ihrer Verfolgung und Vernichtung. Machno gelang die Flucht und er schlug sich als Arbeiter in Paris durch, wo er 1934 gestorben ist.

Die alte Goethesche Frage, warum aus liebenswürdigen Kindern später so häufig unausstehliche Erwachsene werden, müssen wir uns auch angesichts von Revolutionen stellen: Warum gehen aus vielversprechenden und lebendigen Anfängen derart sklerotische Gebilde und grausame Diktaturen hervor? Der nach den Stalinschen Schauprozessen aus der Kommunistischen Partei ausgetretene italienische Sozialist Ignazio Silone lässt in seinem Roman „Wein und Brot“ eine seiner Figuren sagen: „Lange hat mich die Frage gequält, warum alle Revolutionen, alle, ohne eine einzige Ausnahme, als Freiheitsbewegung begonnen und als Tyrannei beendet haben. Warum ist keine Revolution diesem Verhängnis entgangen?“

Ein bislang kaum beachteter Aspekt der kriegerischen Auseinandersetzung in der Ukraine besteht darin, dass die drängenden Probleme des Klimawandels in den Hintergrund treten. Wer spricht im Moment noch von Natur- und Umweltschutz? Statt Geld für die Bekämpfung des Klimawandels bereitzustellen, werden nun die Verteidigungsausgaben ins Un-

ermessliche gesteigert. Krieg gegen Menschen ist immer auch Krieg gegen die Natur. Eine Logik der Vergeltung und der Rache setzt sich durch, die unermesslichen Schaden anrichten wird. Jede Kritik daran verstummt, wird medial der Lächerlichkeit preisgegeben oder gar in die Nähe von Verrat gerückt. Verständigung und Dialog werden auf mittlere Sicht keine Chance mehr haben. Für andere, vernünftige Zecke dringend benötigte ökonomische Ressourcen werden in die Aufrüstung fließen. Diese Logik greift auf andere Sektoren über und droht zum Beispiel umweltpolitische Ziele zu diskreditieren. Nach dem Motto: „Wir haben im Augenblick wahrlich Wichtigeres zu tun!“ Schon wird auch hierzulande darüber geredet, die Laufzeit von Kohle- und Atomkraftwerken zu verlängern. Nur weg vom russischen Gas! Der Krieg wird nicht nur Menschen töten und Gebäude zerstören, sondern auch die Vernunft untergraben, auf der letztlich all unsere Hoffnungen gründen. „Der Krieg ist darin schlimm, dass er mehr böse Menschen macht, als er davon wegnimmt“, heißt es bei Kant. Mentalitäten des prompten Zuschlagens, die Ausbreitung von Formen ramboartiger Virilität werden ebenso gefördert wie die Akzeptanz von Gewalt als Modus der Lösung von Konflikten. Noch Jahrzehnte nach ihrer Rückkehr aus Vietnam haben ehemalige GIs ihre Familien ausgelöscht und Amokläufe unternommen. Ähnliches berichtete mir ein russischer Gefangener von Soldaten, die aus dem Tschetschenien-Krieg zurückkehrten. Ich habe im Jahr 2010 in der Wochenzeitung der Freitag unter dem Titel *Nikita: Ein herrenloser Samurai* über diesen Mann berichtet. (<https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/ein-herrenloser-samurai>)

**Für vernünftige
Zecke dringend
benötigte ökonomische Ressourcen
werden in die Aufrüstung fließen**

Sitze auf einem Baumstamm an der Lahn. Noch hat mein Schwanenpaar nicht mit dem Brüten begonnen. Vor zwei Jahren saß ich auf demselben Baumstamm und versuchte mir einen Reim auf das eigenartige Virus zu machen, das sich gerade auch in Deutschland auszubreiten begann. Camus' Roman *Die Pest* habe ich zum Teil hier gelesen und Notizen für mein Corona-Tagebuch gemacht, das ich damals zu schreiben begann. Heute kreisten meine Gedanken um die Menschen in der Ukraine, die sich und ihre Kinder vor Putins Truppen in Sicherheit zu bringen versuchen. Polen verhält sich diesen Flüchtlingen aus dem Nachbarland gegenüber offenbar anders als gegenüber den Migrant*innen aus Syrien und Afghanistan, die zu



©Christel Stroh 2020

Beginn des Winters versuchten, die Grenze zwischen Polen und Belarus zu überschreiten und die man mit unerbittlicher Härte zurückgewiesen hat. Dabei sind wir doch, wie es bei Mark Tobey heißt, „all waves of the same sea“. Elstern staksten um mich herum, schöne Vögel mit einem schlechten Ruf. Meine Hirnantilope sprang nach Butzbach. Ich erinnerte mich, dass man im Hof des



Bild von [Pixsas](#) auf [Pixabay](#).

Gefängnisses, in dem ich einen großen Teil meines Lebens zugebracht habe, einmal eine Tanne gefällt hat, auf der sich Elstern tummelten und in deren Wipfel sie nisteten. Obwohl die offizielle Begründung natürlich eine andere war, war ich mir sicher, dass man sie wegen der Elstern gefällt hat. Elstern gelten seit alters her als diebisch und gerissen. Jemand stiehlt „wie die Elstern“, hieß es früher. Elstern sind gewissermaßen die Verbrecher unter den Vögeln. So etwas kann natürlich auf einem Gefängnishof nicht geduldet werden.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab‘ ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEWerkschaftsMAGAZIN](#)